

AMANDA BARRATT

Die Apotheke der Hoffnung

Nach einer wahren Begebenheit
im Krakauer Ghetto

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt
von Heide Müller

Hänssler

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.



© der deutschen Ausgabe 2026
Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
haenssler.de

Originally published in English under the title
Within These Walls of Sorrow

© 2023 by Amanda Barratt.

Originally published in the USA by Kregel Publications, Grand Rapids, Michigan.
Translated and printed by permission. All rights reserved.

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 R.Brockhaus in
der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen

Übersetzung: Heide Müller

Lektorat: Cordula Orth

Umschlaggestaltung: Jan Henkel, www.janhenkel.com

Titelbild: Frau und Gasse: © Mark Owen / Trevillion Images, Apotheke: alamy, Israel images, Fotograf Israel Talby; Jea

Satz: Satz & Medien Wieser, Aachen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-6230-2

Bestell-Nr. 396.230

*Im Gedenken an die Millionen von Menschen,
die im Holocaust gelitten und ihr Leben gelassen haben.*

Mögen ihre Geschichten niemals vergessen sein.

*Und an Tadeusz Pankiewicz und seine Mitarbeiterinnen
in der Adler-Apotheke:
Irena Drożdżikowska, Helena Krywaniuk
und Aurelia Danek-Czortowa.*

Soli Deo gloria.

*Komm, mach mit mir diesen gewaltigen Sprung
in die andere Welt ... an den anderen Ort
und folge der Menschheit an ihren tiefsten Punkt ...,
wo Kinder verbrannten und die Menschheit dabei tatenlos zusah,
und das Universum muss erst noch begreifen, warum,
... muss erst noch begreifen, warum.¹*

Sonia Schreiber Weitz,
Überlebende des Krakauer Ghettos

*Wir waren keine Helden. Es war nur unsere Pflicht und
Schuldigkeit.²*

Tadeusz Pankiewicz

Prolog

Zosia
Krakau, Polen

An dem Tag, an dem ich Ryszard Lewandowski heiratete, schien die Sonne. Die Stadt Krakau wirkte, als sei sie einem Märchenbuch entsprungen. Mit ihrem malerisch auf dem Wawel-Hügel gelegenen Schloss, ihrem mittelalterlichen Marktplatz, ihren gotischen Kirchen und gewundenen Kopfsteinpflasterstraßen zeigte sie ihr schönstes Gesicht, als wir Arm in Arm aus dem Tor der Mariacki-Kirche traten, deren prächtige rote Backsteintürme sich vor einem klaren, tiefblauen Himmel erhoben.

Mein Herz floss über vor Glück. Es schlug voll freudiger Erwartung, als Ryszard und ich uns das Ja-Wort gaben. Bei der anschließenden Feier umringte uns der stimmkräftige Chor unserer Familien und Freunde und wünschte uns mit dem polnischen Volkslied *Sto Lat*, wir mögen »hundert Jahre« werden.

Es war das Jahr 1938. Die Welt hatte noch einen goldenen Anstrich, der Krieg war nur ein Gerücht, eine vage Befürchtung im Hinterkopf. Dass Deutschland vor Kurzem Österreich annexiert hatte, war natürlich beunruhigend, erschien uns aber weit weg und berührte uns nicht mehr als die Todesanzeige eines Fremden. Seit den frühen Dreißigerjahren beobachteten wir aus der Ferne, wie der Mann mit der feurigen Rhetorik und dem verstümmelten Schnauzbart auf einer Welle von »Sieg Heil!«-Rufen zur Macht aufstieg.

Aber Krieg? Einige hielten ihn zwar für möglich, aber wer glaubte wirklich, dass es dazu kommen würde? Wer hätte sich vorstellen können, dass der Krieg über Europa hinwegfegen, wie schnell unser Leben in seinen Strudel geraten würde?

Ich hatte gerade mein Studium an der pharmazeutischen Fakultät der Jagiellonen-Universität mit dem Magister abgeschlossen und war nun *Pani* Zosia Lewandowska, die Frau eines angesehenen Juraprofessors. Als Ryszard und ich die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstiegen, dachte ich nur an das gemeinsame Leben, das vor uns lag, und an unsere erste Nacht als Mann und Frau.

»Meinst du, es hat jemanden gestört, dass wir früher gegangen sind?«, fragte ich, die Finger mit Ryszards verschränkt, während er in der anderen Hand meinen Koffer hielt.

»Der strenge Blick, den dein Vater mir zugeworfen hat, als wir uns auf den Weg machten, ist mir tatsächlich nicht entgangen.«

Auch ohne ihn anzuschauen, konnte ich mir vorstellen, wie ein leises Grinsen Ryszards Lippen umspielte, und musste lachen. »So ist *Tata*. Aber was erwartest du denn von einem Mann, der gerade sein einziges Kind hergegeben hat?«

Wir erreichten den Treppenabsatz im zweiten Stock. Ryszard stellte den Koffer ab, legte seine Hand um meine Taille und zog mich an sich. »Du hast schon immer deine Frau gestanden.« Er sah mir im Halbdunkel in die Augen. »Nur du selbst, Zosia Lewandowska, konntest dich hergeben.«

»Und jetzt?« Unsere Lippen waren nur einen Hauch voneinander entfernt.

»Jetzt«, er strich mir eine Haarsträhne hinters Ohr und ließ seine Finger auf meiner Haut verweilen, »jetzt gehören wir zusammen.« Er presste seine Lippen auf die meinen, ich legte meine Arme um seinen Hals und unser Kuss wurde inniger. Er schmeckte ein wenig nach Wein, und meine Sinne verschwammen in der Wärme seines Mundes.

Wir sollten nach oben gehen. Der flüchtige Gedanke bahnte sich einen Weg in mein Bewusstsein.

Ein Knarren ließ uns herumfahren. Ich war mir sicher, dass die Tür der linken Wohnung zuvor geschlossen gewesen war. Jetzt aber stand sie einen Spalt offen und ein Mädchen lugte heraus; unter dem Saum ihres Nachthemds schauten ihre nackten Füße hervor.

Ihre Augen weiteten sich, und ihre geröteten Wangen waren selbst im Dämmerlicht nicht zu übersehen. Mehrere Sekunden lang starrte sie uns an, als würde sie am liebsten im Boden versinken.

Auch meine Wangen wurden warm, und auch ich wünschte mich in diesem Moment weit weg. Wie gedankenlos von Ryszard und mir, uns auf dem Treppenabsatz im zweiten Stock so leidenschaftlich zu küssen.

»Guten Abend, Hania.« Ryszard ergriff als Erster das Wort und strich sich mit der Hand über sein zerzaustes Haar.

»Guten Abend, *Pan Professor*.« Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Ihr dichtes braunes Haar, das gut mit ihren immer noch großen Augen harmonierte, fiel ihr glatt auf die Schultern.

»Ich glaube, du kennst meine Frau noch nicht, oder? Zosia, erinnerst du dich an Dr. Silberman? Du hast ihn letzte Woche kennengelernt, als wir ein paar deiner Sachen brachten.«

»Ja, doch.« Ich erinnerte mich an den ruhigen Herrn mittleren Alters, der mir geholfen hatte, meine schweren Bücherkisten in Ryszards Wohnung zu tragen.

»Das ist seine älteste Tochter, Hania. Hania, das ist meine Frau, Magistra Zosia Lewandowska. Wir haben erst heute Nachmittag geheiratet.«

Ich trat auf sie zu und lächelte, in der Hoffnung, ihr die Verlegenheit zu nehmen. »Wie schön, dich kennenzulernen.« Ich trug noch immer mein schlichtes Brautkleid aus perlmuttfarbener Seide; bestimmt war mein Lippenstift hoffnungslos verschmiert und meine hochgesteckten Locken zerzaust.

»Ich freue mich auch, Sie kennenzulernen.« Ein schüchternes Lächeln entfaltete sich. Sie warf einen Blick zurück in die Wohnung. »Ich muss gehen. Um diese Zeit darf ich eigentlich nicht auf sein.« Sie zögerte. »Ich hoffe, Sie beide werden sehr glücklich.« Wieder errötete sie.

Wir bedankten uns bei ihr, Ryszard griff nach meinem Koffer und nahm meine Hand. Ich musste ihr einfach noch ein Lächeln schenken, diesem jungen Mädchen, das Ryszard und mich ansah, als

wären wir Filmstars, als hätten wir etwas Magisches an uns, nur weil wir frisch verheiratet waren.

Damals ahnte ich noch nicht, wie die Jahre unsere Lebensfäden miteinander verweben würden, wie der Krieg uns gemeinsam in seinen unerbittlichen Sog ziehen würde. Damals war sie nur ein schüchternes fünfzehnjähriges Schulmädchen, das in der Wohnung unter uns lebte, und ich eine zweiundzwanzigjährige, glücklich verliebte Braut.

Im dritten Stock angekommen, sperrte Ryszard die Tür zu seiner Wohnung auf. Als sie sich hinter uns schloss, fielen wir einander in die Arme, und der Rest der Welt war vergessen.

Der Tag, an dem ich Ryszard Lewandowski heiratete, ist mir so in Erinnerung geblieben wie das sepiafarbene Foto, das vor der Kirche von uns aufgenommen wurde. Die Arme beladen mit Lilien und Nelken, strahle ich ihn an, während er seine Hand auf meine gelegt hat. Der Beginn eines schönen Traums.

Aber wie schnell verwandeln sich Träume in Albträume.

Wie schnell.

1

Hania
3. März 1941

Die *Krakauer Zeitung* vor uns auf dem Tisch starrt uns mit ihrem fetten Schriftzug über dem Falz bedrohlich an. Es ist nur eine Zeitung – schwarze Buchstaben auf frischem Zeitungspapier –, der der scharfe Geruch von Druckerschwärze noch an den Seiten haftet. Doch als mein Blick daran hängen bleibt, wie sie da auf der creme-farbenen Tischdecke liegt, setzt sich die Angst kalt und hart wie ein Stein in meinem Magen fest. Draußen ist es längst dunkel geworden; nur der schwache Lichtschein der Lampe über dem Tisch fällt auf die Gesichter unserer Familie.

»Lies es laut vor, Adam.« Mama sitzt steif an einem Ende unseres Esstisches. Neben ihrwickelt meine jüngere Schwester Rena die Enden ihres Zopfes um den Finger, die großen Augen auf Tata gerichtet. Mein fünfzehnjähriger Bruder Szymon verschränkt die Arme; tiefschwarze Haarsträhnen fallen ihm in die Stirn.

Das Papier raschelt, als Tata die Zeitung in die Hand nimmt und auffaltet. »Verordnung: Aus hygienischen, wirtschaftlichen und sicherheitstechnischen Gründen ist es unumgänglich, die jüdische Bevölkerung von Krakau in einem besonderen abgeschlossenen Gebiet, dem jüdischen Wohnbezirk, unterzubringen. Der jüdische Wohnbezirk wird sich im Stadtteil Podgórze auf der stadtfernen Seite der Weichsel befinden. Juden ist das Wohnen außerhalb des jüdischen Wohnbezirks ausnahmslos untersagt. Folgende Straßen bilden dessen Grenzen ...«

Ich knetete unter dem Tisch die Hände im Schoß.

»Alle Juden in der Stadt Krakau, die derzeit außerhalb der Grenzen des genannten Wohnbezirks leben, werden aufgefordert, bis zum

20. März 1941 umzuziehen. Die Zuteilung von Wohnraum erfolgt durch das Wohnungsamt des Judenrats. Nichtjuden, die in dem für den jüdischen Wohnbezirk vorgesehenen Gebiet wohnen, werden aufgefordert, bis spätestens zum 20. März 1941 in den Bezirk Kazimierz umzuziehen. Die Zuteilung der Wohnungen erfolgt durch das städtische Wohnungsamt. Die Nichteinhaltung dieser Verordnung wird streng bestraft. Gezeichnet, der Gouverneur des Distrikts Krakau, Dr. Wächter.« Tata faltet die Zeitung zusammen.

Heute Morgen standen Mama und ich vor einer Litfaßsäule und lasen schweigend die frisch gedruckte Verordnung. Ich habe schon den ganzen Tag Zeit gehabt, die Nachricht zu verdauen.

Aber jetzt, da ich sie laut ausgesprochen höre, kommt es mir vor, als hätte ich die Worte vorher gar nicht begriffen. Tatas Stimme hat viele Spielarten – mal beruhigend, wenn er einen nervösen Patienten behandelt; mal brüllend vor Lachen, wenn er mit mir und Rena scherzt; mal tief und voll, wenn er am Schabbat den Kiddusch rezitiert, mal zärtlich, wenn er Mama ins Ohr flüstert und ihr ein Lächeln auf die Lippen zaubert.

Jetzt klingt seine Stimme hohl.

Es ist diese hohle Stimme, die mir die Tragweite der Worte wie ein Brandmal in die Seele setzt.

»Wenigstens wissen wir jetzt, wohin wir ziehen werden.« Dunkle Ringe zeichnen sich unter Mamas Augen ab. Mit jedem Monat werden ihre Gesichtszüge müder, ihre Haut wird blasser, eisgraue Strähnen lösen sich aus ihrem Dutt. »Die Gerüchte kursieren schon lange genug. Podgórze liegt nur auf der anderen Seite des Flusses. Es könnte schlimmer sein.«

»Werden wir kommen und gehen können, wann wir wollen, oder werden sie uns in diesem Ghetto einsperren wie Kaninchen in einem Käfig?«, fragt Szymon mit zynischer Schärfe.

Ghetto. Der Stein in meinem Magen wird schwerer, kälter. Es ist nicht das erste Mal, dass die jüdische Bevölkerung Krakaus in ein separates Stadtviertel vertrieben wird. Es ist, als würden wir ins

15. Jahrhundert zurückversetzt und wie damals von der Außenwelt abgeschnitten.

Die Deutschen haben bereits Ghettos in Warschau und anderen kleineren Städten im besetzten Polen errichtet.

Jetzt also auch in Krakau, meiner Geburtsstadt und Hauptstadt des *Generalgouvernements* – des polnischen Gebiets unter deutscher Herrschaft, das nicht an das Reich angegliedert worden ist.

»Sie werden uns doch sicher nicht gefangen halten.« Mama dreht ihre gefalteten Hände auf dem Tischtuch.

»Da wäre ich mir nicht so sicher.« Szymon streicht sich die Haare aus der Stirn. »Die Nazis würden uns doch am liebsten alle einsperren. Wer das nicht sieht, erliegt entweder einer Illusion oder ist schlicht und einfach dumm.«

»Sprich nicht so mit deiner Mama!«

Ich erschrecke über Tatas harten Tonfall. Seit ich denken kann, hat mein sanftmütiger Tata nur selten seine Stimme gegen uns erhoben. Gewöhnlich weist er seine Kinder bestimmt, aber leise zurecht, und die Scham darüber, ihn verärgert zu haben, ist schlimmer und schmerzhafter, als jede Strafe es sein könnte.

»Es tut mir leid, Mama«, sagt Szymon leise. »Ich wollte nicht respektlos sein.«

»Schon gut, mein Sohn.« Mama deutet ein Lächeln an.

»Wir haben Glück, dass wir Kennkarten ausgestellt bekommen haben«, meint Tata. »Wer keine hat, kann sich wegen der Razzien kaum noch auf der Straße sehen lassen. Die Deutschen treiben alle Juden raus aus der Stadt. Jetzt geht es nur noch darum, wohin genau.«

»Generalgouverneur Frank und seine hohen Tiere haben es satt, dass ihr feiner Geschmack verletzt und ihr Regierungssitz von jüdischem Abschaum und Krankheiten verseucht wird. Sie wollen eine gesäuberte Hauptstadt, und dieses Mal werden sie keine halben Sachen machen.« Die Worte meines Bruders hängen noch in der Luft.

Keiner unserer Eltern widerspricht ihm.

»Müssen wir wirklich fort?«, fragt Rena leise und unsicher. Wie soll sie es als Zwölfjährige auch verkraften können, dass unser Leben Stück für Stück aus den Angeln gehoben wird?

Wie soll irgendjemand von uns es verkraften?

»Ich fürchte, ja, Renusia.« Tatas sanfter Ton kann seine Anspannung nicht ganz überspielen. »Es wird nicht für lange sein. Vielleicht, bis der Krieg vorbei ist.«

»Wo werden wir leben?«, fragt Rena, als hätte sie das Ghetto als unausweichlich hingenommen.

Die Monate seit dem Herbst 1939 haben uns eines gelehrt: Der beste Weg, sich an Veränderungen anzupassen, besteht darin, sie zu akzeptieren – je früher, desto besser. Wie vieles, was eigentlich nicht hinnehmbar ist, haben wir schon hingenommen, wie viel Unerträgliches schon ertragen!

»Hier steht, dass der Judenrat für eine Unterkunft sorgen wird. Sie werden eine Wohnung für uns finden, da bin ich mir sicher.« Ich bemühe mich, Zuversicht und Vertrauen auszustrahlen.

»Es ist besser, wenn wir jetzt gehen, als die Stadt zu verlassen und früher oder später doch gezwungen zu sein, ins Ghetto zu ziehen. So sind wir wenigstens nicht unter Fremden. Und wenn wir im Ghetto sind, lassen sie uns bestimmt erst einmal in Frieden.« Tata redet wieder in seiner Sprechzimmer-Stimme. Seine unaufgeregte, überzeugende Logik hat schon so manchen Patienten beruhigt.

Was er verschweigt, ist, was mit Leuten passiert, die sich nicht als unverzichtbare Arbeitskräfte qualifiziert und Kennkarten erhalten haben. Ohne Kennkarten gelten sie als illegal und sind nicht berechtigt, in der Stadt zu bleiben. Sie können sich nicht mehr aussuchen, wohin sie ziehen, sondern werden zusammengetrieben, in das Durchgangslager in der Mogilska-Straße geschickt und von dort aus deportiert, wohin auch immer es den Deutschen einfällt. Tata meint, wenn wir freiwillig ins Ghetto ziehen, entscheiden wir zumindest selbst, wann und wohin. Das hat zwar mit Selbstbestimmung so wenig zu tun wie gemahlene Eicheln mit echtem Kaffee, aber was bleibt uns denn anderes übrig?

Mama atmet tief durch. »Es wird nicht einfach werden, aber das sind wir ja inzwischen gewohnt. Und wenn das das Schlimmste ist, was wir ertragen müssen, können wir uns noch glücklich schätzen.«

Bei Mamas angespanntem, resigniertem Tonfall möchte ich am liebsten laut schreien. Ich muss mir auf die Unterlippe beißen, um mich zurückzuhalten.

Wenn das das Schlimmste ist, was wir ertragen müssen ...

Sechs Tage nach der Ankündigung im Radio – *Heute Morgen sind deutsche Truppen ohne Kriegserklärung auf polnisches Gebiet vorgedrungen* – hatten unsere Besatzer Krakau erreicht, Kolonnen behelmter Soldaten, deren Stiefel dumpf auf dem Pflaster dröhnten. Anfangs versuchten wir noch, einander zu beruhigen, es werde schon nicht lange dauern. Irgendwann, als sich die besetzten Gebiete über Dänemark, Norwegen, die Niederlande, Luxemburg, Frankreich und Belgien ausbreiteten, als Lautsprecher und Zeitungen einen deutschen Sieg nach dem anderen verkündeten, haben wir aufgehört, an diese Illusion zu glauben.

Jetzt heißt es: *Wenn das das Schlimmste ist, was wir ertragen müssen ...*

Seit dem Morgengrauen an jenem Tag im September, als Hitlers Truppen in Krakau einmarschierten, muss die jüdische Bevölkerung der Stadt viel Schlimmes ertragen.

Der erste Erlass kam nur zwei Tage nach dem Einmarsch der Deutschen: Jüdische Geschäfte, Marktstände und Läden mussten mit dem Davidstern gekennzeichnet werden und wurden damit Ziel von Plünderungen. Im Dezember riegelte die SS Kazimierz, das Zentrum der jüdischen Gemeinde von Krakau, ab, durchsuchte Häuser, beschlagnahmte Wertsachen und plünderte Synagogen. Sie rissen den Frauen die Ringe von den Fingern, warfen unschätzbar wertvolle Thorarollen und Gebetbücher auf die Straße und zertrampelten sie im Matsch.

Ich werde nie die Nacht vergessen, in der drei uniformierte Deutsche mit ihren Gewehrkolben an unsere Tür hämmerten und kurz darauf in unsere Wohnung eindrangen. Sie zwangen uns, ihnen zu zeigen, wo wir unsere Wertsachen und unser Bargeld aufbewahrt

hatten, und bedienten sich nach Belieben. Dass sie die Stelle unter den Dielen, wo wir Mamas Diamantring und den Rest unserer Ersparnisse versteckt hatten, nicht entdeckten, war wie ein Tropfen Sieg in einem Meer der Demütigung.

Ein Erlass folgte auf den anderen, sodass es bald schwierig wurde, mit all den Einschränkungen Schritt zu halten, die uns in unserem täglichen Leben auferlegt wurden. Die Besatzer ordneten die Bildung eines Judenrats an, dessen Hauptaufgabe darin bestand, die vom Generalgouvernement herausgegebenen Verordnungen zu übermitteln und durchzusetzen. Die erste Anordnung, die der Judenrat umsetzte, war die Erhebung einer Steuer von allen jüdischen Polen, deren Abstammung vier Generationen zurückreichte. Es wurde eine Volkszählung durchgeführt, um sicherzugehen, dass auch noch der Letzte zahlte.

Im November 1939 ordnete der Gouverneur des Distrikts Krakau an, dass alle Juden über zwölf Jahre am rechten Oberarm eine Armbinde tragen müssen – einen blauen Davidstern auf weißem Grund, dessen genaue Maße in dem Erlass festgelegt sind. Jetzt sind wir, wann immer wir einen Fuß vor die Tür setzen, leicht zu erkennen; vorher war es nicht immer so einfach zu sagen, wer Jude war und wer nicht.

Jüdische Ärzte dürfen keine Nichtjuden mehr behandeln, sodass Tata mehr als die Hälfte seiner Patienten verloren hat. Es ist uns verboten, uns zum Gebet zu versammeln oder Gottesdienste in den Synagogen abzuhalten. Wir erhalten spezielle Rationsbücher mit teilweise entwerteten Marken, sodass wir fast die Hälfte weniger bekommen als nicht jüdische Polen. Wir dürfen keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr benutzen und im Planty, dem grünen Park rund um die Altstadt, nur noch in einem kleinen Bereich spazieren gehen. Auch den Rynek Główny, den Marktplatz von Krakau – mittlerweile in Adolf-Hitler-Platz umbenannt –, dürfen wir nicht mehr betreten. Der Zutritt zu Kinos, Theatern, Cafés und Restaurants ist uns verboten, mit Ausnahme der wenigen, die mit *NUR FÜR JUDEN* gekennzeichnet sind. Auch Parkbänke sind für Juden

tabu. Wenn uns vom vielen Laufen die Füße schmerzen, weil wir kein Auto und kein Motorrad besitzen dürfen, können wir uns nicht einmal auf einer öffentlichen Bank ausruhen. Unsere Bankkonten sind eingefroren, sodass wir nicht mehr auf unsere Ersparnisse zugreifen können. Juden dürfen keine eigenen Firmen mehr besitzen; die profitabelsten Unternehmen wurden von Deutschen übernommen, der Rest von Polen.

Jüdische Männer und Frauen zwischen vierzehn und sechzig Jahren sind verpflichtet, Zwangarbeit zu leisten. Sie können jederzeit auf dem Weg zur Arbeit oder zum Markt aufgegriffen und zum Straßenkehren, Schneeschaufeln oder anderen von den Deutschen angeordneten Arbeiten herangezogen werden. Seit Anfang dieses Jahres muss jeder Jude acht Tage im Monat Schnee schaufeln. Und wer es versäumt, sich seinen Ausweis abstempeln zu lassen, und somit nicht nachweisen kann, dass er seine Pflicht erfüllt hat, dem droht die Deportation.

Gegen Ende des Jahres 1939 wurden kraft einer Verordnung jüdische Schüler von den staatlichen Schulen ausgeschlossen und jüdische Privatschulen mussten schließen. Mir schnürte es fast die Kehle zu und es zerriss mir das Herz, wenn ich Rena leise in ihr Kissen schluchzen hörte, als sie nicht mehr zur Schule gehen durfte. Szymon und mich betraf das nicht, denn zu diesem Zeitpunkt waren ohnehin schon alle weiterführenden Schulen auf Befehl der Besatzer geschlossen worden, für Juden und Nichtjuden gleichermaßen.

Wir haben uns an Verordnungen und Erlasse gewöhnt. *Es ist verboten, dies zu tun. Es wird angeordnet, jenes zu tun.* Bei jeder neuen Regelung sagen wir uns, dass wir sie ertragen können. Wir finden Wege, uns anzupassen, einen Anschein von Normalität aufrechtzuhalten, und trösten uns mit der brüchigen Hoffnung, dass diese Verordnung vielleicht die letzte sein wird. Es ist schon so viel verboten worden, so viele Menschen wurden bereits aus der Stadt vertrieben.

Was können sie noch von uns wollen? Was können sie uns noch nehmen?

Wenn wir einander solche Fragen stellen, erwartet niemand eine Antwort. Aber die Deutschen mit ihrer so typischen Effizienz haben eine parat.

Eine Antwort.

Ein Ghetto.



Zosia
4. März 1941

Der zweite Winter im Krieg ist so bitterkalt wie der erste. Es ist zwar schon Anfang März, doch die feuchtkalte Luft hat noch nichts von ihrer beißenden Schärfe eingebüßt. Der Wind pfeift mir durch den Mantel, als ich durch die Altstadt eile. Eine Straßenbahn rattert vorbei, ihre blau-weißen Wagen zeichnen sich vor dem schmutzig grauen Himmel ab, die Gesichter der Fahrgäste verschwimmen hinter den Fenstern. Die steigenden Lebensmittel- und Kohlepreise zwingen mich, jeden Groschen zu zählen. Statt die Straßenbahn zu nehmen, gehe ich zu Fuß von Magister Borkowskis Apotheke zu meiner Wohnung in der Starowislna-Straße, die heute Alte Weichselstraße heißt. Die Umbenennung der Straßen ist nur eine der vielen Maßnahmen, mit denen die Besatzer seit ihrer Ankunft versuchen, die Hauptstadt des Generalgouvernements zu germanisieren.

Goldene Wärme strömt aus den Fenstern eines Restaurants, das Licht glitzert auf den mit Schneematsch bedeckten Pflastersteinen. *NUR FÜR DEUTSCHE* steht an der Tür. Ich halte inne, der Lichtschein wirft Schatten auf die Gestalten im Inneren, Männer in Uniform und Frauen in eleganten Abendkleidern, die in der schummrigsten, traulichen Atmosphäre des Restaurants speisen.

Fröstelnd gehe ich weiter, froh, dass es zumindest nicht schneit. Aus den Lautsprechern hallt der neueste Erlass in die frostige Luft. Die Besatzer haben sie an den Hauptstraßen angebracht, um ihre Propaganda zu verbreiten, und ihr Dröhnen ist so alltäglich gewor-

den wie der Anblick der Hakenkreuzfahnen. Die Worte, die erst auf Deutsch gesprochen und dann auf Polnisch wiederholt werden, verschwimmen in meinen Ohren zu einem dumpfen Rauschen. Es geht um die Schaffung des jüdischen Wohnbezirks in Podgórze, wie gestern bereits angekündigt wurde. Die Verordnung steht auf jeder Litäfaßsäule.

Generalgouverneur Frank, der vom Wawel-Schloss aus regiert, und seine Beamten erlassen seit dem vergangenen Frühjahr Verordnungen zur Vertreibung der Juden aus Krakau, zunächst durch freiwillige Umsiedlung, dann durch Zwangsräumung. Sie sind offenbar entschlossen, die Stadt, die jetzt von Tausenden von Deutschen bewohnt ist, von ihrer gesamten jüdischen Bevölkerung zu befreien. Aus »sanitären Erwägungen« heraus, so die Meldung in der *Krakauer Zeitung*.

Ein Schauder durchläuft mich, kälter als die Luft. Ich beschleunige meine Schritte und füge mich in den Strom der Fußgänger ein, Frauen und Männer in Wollmänteln, mit Marktkorb am Arm oder Aktentasche in der Hand, die sich gegen den Wind stemmen. Sie sind vom Wind gebeugt.

Von allem gebeugt.

Einige Minuten später erreiche ich meine Wohnung und die Haustür fällt hinter mir ins Schloss. Ich steige die Treppe hinauf, die Füße schmerzen nach dem langen Tag in der Apotheke und dem Heimweg. Als ich Schritte hinter mir höre, drehe ich mich um und bleibe im zweiten Stock auf dem Treppenabsatz stehen.

Hania eilt mit gesenktem Kopf die Treppe herauf.

Als sie aufblickt, atme ich scharf ein.

Ihre Wange und die Vorderseite ihres Mantels sind mit Matsch verschmiert und das unter dem Kinn verknotete Kopftuch löst sich.

»Hania, was ist denn passiert? Bist du verletzt?«

Sie schüttelt den Kopf. »Nicht so schlimm.«

»Aber sieh dich nur an – du bist voller Matsch.« Ihre hängenden Schultern und die vom Wind geröteten Wangen offenbaren, wie erschöpft sie ist.

»Als wir Schnee geschaufelt haben, sind ein paar Jungs vorbeigekommen und wollten sich mit uns einen Spaß erlauben. Sie haben uns mit Schneebällen beworfen, aber der Schnee war matschig, also ...« Sie deutet auf die Flecken auf ihrem Mantel. »Schon gut.«

»Und es hat niemand eingegriffen?« Ich habe eine solche Wut im Bauch, dass sich meine Stimme schier überschlägt. Solche Halbwüchsigen kenne ich. Für sie ist es ein beliebter Sport, Juden zu quälen und sich vor ihren Freunden damit zu brüsten, als ob es ein Zeichen von Stärke wäre, Wehrlosen wehzutun.

Hania zuckt mit den Schultern.

Bei all dem Leid und den Demütigungen, die das jüdische Volk in den eineinhalb Jahren Besetzungszeit schon hat ertragen müssen, erscheinen Jugendliche, die Schneebälle werfen, noch vergleichsweise harmlos. Doch auch wenn die Tat an sich nicht bedeutsam sein mag – sie ist ein Zeichen, ein Symptom für etwas viel Größeres und viel Beängstigenderes. Judenhass hat es in Polen schon immer gegeben, er ist hier so tief verwurzelt, dass nur wenige seine Existenz infrage stellen, geschweige denn versuchen, ihn auszurotten. In Krakau hat bisher ein einigermaßen friedliches Einvernehmen oder zumindest eine stillschweigende Toleranz zwischen Juden und Nichtjuden geherrscht. Sie haben Geschäftsbeziehungen und gelegentlich auch persönliche Freundschaften gepflegt. Doch wo immer Juden und Nichtjuden Seite an Seite leben, ziehen sich seit Jahrhunderten Vorurteile und Verfolgung wie Gift durch die Adern der Gesellschaft.

Es ist wohl nicht verwunderlich, in welchem Maß die Polen mittlerweile in dieses Lied mit einstimmen und ihre jüdischen Nachbarn unterdrücken. Die Deutschen haben das Feuer der altehrwürdigen Tradition nur geschürt.

Hanias Strumpf ist am Knie zerrissen. Ich sehe genauer hin. Getrocknetes Blut verkrustet eine hässliche Schürfwunde. »Was ist denn mit deinem Knie passiert?«

»In einem Schneeball, der mich getroffen hat, muss ein Stein gewesen sein. Ich bin ausgerutscht und gestürzt. Es ist nur eine Schramme.«

Diese Schweine. Diese widerlichen, dreckigen *Schweine*. Ich jedenfalls hätte als Passantin nicht tatenlos zugesehen, selbst wenn Hania eine Fremde gewesen wäre.

Aber doch habe ich genau das getan, und wenn ich daran denke, überfällt mich Scham. In den ersten Tagen der Besatzung habe ich einmal beobachtet, wie sich ein Haufen Jugendlicher über einen älteren Mann, einen orthodoxen Juden, lustig machte, der zusammen mit anderen Zwangsarbeitern die Straße fegte. Sie verhöhnten ihn und bewarfen ihn mit Müll. Der alte Mann schob seinen Besen mit gesenktem Kopf und gebeugten Schultern weiter, als könne er die Last seiner Schande nicht tragen. Ich habe gesehen, wie deutsche Soldaten Juden auf der Straße verprügeln und sie zum Arbeitseinsatz zusammentreiben, wie sie den jüdischen Männern die Bärte und Schläfenlocken schoren. Gegen die Besatzer haben wir kaum eine Handhabe. Aber als polnische Jugendliche diesen älteren Mann quälten, hätte ich etwas tun können. Oder es zumindest versuchen.

Ich kann mir noch so sehr einreden, dass ich eingegriffen hätte – was ich wirklich tue, zeigt sich erst, wenn es darauf ankommt. Der Mut ist stark, bis er auf den Prüfstand gestellt wird.

Beim Blick auf den Matsch an Hanias Wange und das getrocknete Blut an ihrem Knie wird mir beinahe übel. »Komm mit nach oben und lass mich dein Knie ansehen. Ich habe noch einen Rest Tee. Du siehst aus, als könntest du etwas Warmes zu trinken gebrauchen.«

»Das ist nett, aber ich kann leider nicht. Mama ist unterwegs und will sehen, ob sie irgendwo Brot bekommen kann. Sie hat mich vorausgeschickt, damit ich mit Rena das Abendessen vorbereite.« Sie hält inne und lächelt traurig. »Ich würde gerne sagen, vielleicht ein anderes Mal, aber wir werden nicht mehr lange hier sein.«

»Ja.« Ich möchte ihr sagen, wie leid es mir tut, wie furchtbar leid es mir tut, dass es so weit gekommen ist, aber ich finde keine Worte. Zumindest nicht die richtigen.

»Du hast also davon gehört? Von dem jüdischen Viertel in Podgórze?«

»Ich glaube, das hat inzwischen jeder.«

»Wir müssen bis zum Zwanzigsten draußen sein. Tata macht schon Pläne. Er wird seine Praxis aufgeben müssen, weil in der Stadt ja keine Juden mehr sein werden, die er behandeln kann. Aber da, wo wir hinziehen, werden bestimmt Ärzte gebraucht und er wird sicher viel zu tun haben.«

»Kann ich irgendetwas für euch tun?«

Sie zögert. »Wir werden viele unserer Sachen zurücklassen müssen. Heute Morgen hat Tata darüber gesprochen, wen wir bitten könnten, ein paar Dinge für uns aufzubewahren. Wenn es zu viel ist, verstehen wir das ...« Sie wirkt verlegen, ihre Stimme unsicher.

»Natürlich. Ich tue, was immer ich kann. Und bitte, wenn deine Familie noch etwas braucht, sag deinen Eltern, dass sie mich jederzeit fragen können.«

»Ich werde heute Abend mit Tata sprechen.« Sie blickt zur Tür.
»Ich gehe jetzt besser. Rena braucht bestimmt meine Hilfe.«

»Verbinde aber vorher unbedingt dein Knie, damit es sich nicht entzündet. Aber als Tochter eines Arztes muss ich dir das wohl nicht sagen.«

Sie lacht leise, ein Überbleibsel aus der Zeit, bevor der Krieg ihrem Lächeln den Glanz raubte. »Das mache ich.« Sie hält inne und sieht mir in die Augen. »Ich danke dir, Zosia.«

Ich nicke und erwidere ihren Blick. Seit dem Tag, an dem ich als Ehefrau von Ryszard Lewandowski in dieses Haus gezogen bin, hat sich zwischen uns zwei jungen Frauen, die nur durch eine Treppe in einem bürgerlichen Wohnblock in der Starowiślna-Straße getrennt sind, ein ungewöhnliches Band entwickelt. Jetzt weht ein Hakenkreuz über dem Wawel-Schloss, und was uns trennt, hat mit räumlicher Entfernung nichts zu tun.

Als die Tür hinter ihr zufällt, drehe ich mich um und gehe die Treppe hoch. Im dritten Stock krame ich in meiner Handtasche nach meinem Schlüssel und schließe auf. Drinnen ziehe ich meinen Mantel aus, wickle meinen Schal ab und hänge ihn an die Garderobe. Eigentlich sollte ich mir etwas zum Abendessen machen, aber ich

bin nach dem langen Tag so müde und erschöpft, dass es mir egal ist, ob ich etwas esse.

Ich gehe durchs Wohnzimmer ins Schlafzimmer hinüber. Dort ziehe ich am Zugschalter der Lampe, streife meine Schuhe ab und strecke mich auf dem Bett aus. Das Licht wirft seinen Schein in die Dunkelheit hinein, vermag die feuchte Kälte aber kaum zu vertreiben. Die wenige Kohle, die es gibt, ist teuer, deshalb heize ich den Ofen nur selten an. Auch im Haus nagt der Wind an meinen Knochen.

Die Stille sammelt sich in der Luft wie Staubpartikel. Die meiste Zeit gelingt es mir zu vergessen – oder zumindest so zu tun als ob –, aber jeden Abend fürchte ich mich davor, in die Wohnung zurückzukehren, weil ich weiß, dass dort die Stille auf mich wartet. Der Krieg lässt wenig Raum, im eigenen Kummer zu verweilen. Das Leben muss weitergehen. Es gilt, still die eigene Last zu tragen, so gut es eben geht. Verluste haben in so vielen Häusern ihre Spuren hinterlassen. Wenigstens bin ich allein, wenigstens habe ich keine Kinder … und doch überkommt mich manchmal eine so tiefe Sehnsucht, dass es mir den Atem nimmt. Nach einem Kind, das ich lieben und umsorgen könnte, einer kleinen, greifbaren Erinnerung an Ryszard.

Eigentlich sollte ich dankbar sein, kein Kind zu haben. Viele Frauen, die ihren Mann verloren haben, können kaum ihre Familien ernähren.

Verloren.

Das Wort hallt nach, seine Silben sind eine leere Hülle. Es erklärt nichts und erklärt doch alles.

An einem Morgen wie jedem anderen saß Ryszard mir beim Frühstück gegenüber, nahm einen Schluck Kaffee, wischte sich den Mund mit einer Serviette ab und erhob sich von seinem Stuhl. Wir verabschiedeten uns mit einem flüchtigen Kuss, wie es Paare aus Gewohnheit tun, die gedanklich schon mit dem vor ihnen liegenden Tag beschäftigt sind.

Es ist doch seltsam, wie die Erinnerung den Blick auf bestimmte Kleinigkeiten lenkt, während anderes nur schemenhaft bleibt. Unse- re letzten Worte wollen mir einfach nicht mehr einfallen, obwohl ich diese Momente im Geist unzählige Male durchgegangen bin und versucht habe, mich zu entsinnen. Es ist, als lägen sie außerhalb mei- ner Reichweite oder wären völlig aus meinem Gedächtnis gelöscht. Aber das Klicken der Tür, die sich hinter ihm schloss, klingt jetzt noch genauso deutlich in mir nach wie damals.

Es war der 6. November 1939.

Wegen des Kriegsausbruchs hatte das akademische Jahr an der Jagiellonen-Universität noch nicht begonnen, doch irgendwann liefen doch Planungen, die Hochschule wieder zu eröffnen. Wenige Tage vor der Wiederaufnahme des Studienbetriebs befahl SS-Sturmbann-führer Müller, der Chef des Einsatzkommandos in Krakau, dem Rektor, alle Professoren zu einer Versammlung einzuberufen. Müller werde eine Rede über die Ansichten des Reichs zum Thema Hochschulbildung halten.

Doch es war keine Versammlung. Müllers Rede dauerte nur fünf Minuten. Die Universität habe das akademische Jahr ohne Geneh- migung der deutschen Behörden eröffnet, was beweise, dass sie ein Nährboden für antideutsche Gesinnungen sei. Alle, so Müller, mit Ausnahme der beiden Professorinnen, würden in ein Konzentrati- onslager deportiert. Wer Widerstand leiste, werde erschossen.

Am nächsten Tag reihte ich mich in die Menge der Ehefrauen und Angehörigen ein, die sich mit Lebensmittel- und Kleiderpaketen vor der Kaserne versammelten, in der die Professoren untergebracht wa- ren. Wir warteten stundenlang in der Kälte, bis uns ein kurzer Be- such bei unseren Männern gestattet wurde.

Zehn Minuten. Wir saßen einander gegenüber, ohne uns zu be- rühren, flüsterten ein paar Worte in einem Moment, in dem der Wärter nicht hinsah. Ryszards Gesicht war geschunden und aufge- dunsen – ein Wachmann habe ihn mit einem Gewehrkolben brutal geschlagen, weil er gegen die grobe Behandlung eines Kollegen pro- testierte. Dennoch hoffe er, dass sie bald freikommen würden, dass

jemand die Sinnlosigkeit, fast zweihundert Akademiker zu verhaften, erkennen und eingreifen würde. Heute frage ich mich, ob er das wirklich glaubte oder es nur sagte, um mich zu trösten.

Zwei Tage später wurden die Männer in einen Zug nach Deutschland verladen und nach einer kurzen Inhaftierung in Breslau weitertransportiert.

Diesmal nach Sachsenhausen.

Jeden Tag redete ich mir ein, dass mein Mann bald nach Hause kommen würde. Ich las die wenigen Briefe, die er mir noch schreiben konnte, unzählige Male, selbst als ich sie schon auswendig kannte, kniete in der Kirche, bis meine Knie die Schmerzen nicht mehr aushielten, und flehte Gott an, Ryszard zu beschützen und ihn mir zurückzugeben.

Als ich Ende Januar dem Postboten die Tür öffnete, hielt er einen quadratischen Karton in Händen.

Ich nahm das Paket entgegen und trug es hinein. Unter dem braunen Packpapier lag ein Brief.

Hiermit teilen wir Ihnen mit, dass der Häftling Ryszard Lewandowski am 13. Januar 1940 in Sachsenhausen verstorben ist. Todesursache: Lungenentzündung.

Der Karton enthielt Ryszards Asche.

Lange Minuten stand ich wie gelähmt im Wohnzimmer, die Augen trocken, und hielt die Schachtel fest umklammert. Dann begann ich zu schreien.

Über hundert Professoren wurden Anfang Februar freigelassen, weitere folgten in den Monaten danach. Diejenigen, die überlebt hatten, kehrten bis zur Unkenntlichkeit abgemagert nach Krakau zurück. Mindestens ein Dutzend Professoren starben in Sachsenhausen. Andere erholten sich nie von ihrer Tortur und starben kurz nach ihrer Ankunft zu Hause.

Erst als die Professoren zurück in Krakau waren, erfuhr ich die Wahrheit. Vorher hatte ich es nicht begreifen können. Ryszard hatte mit seinen vierzig Jahren zu den jüngeren Männern gezählt und war nie krank gewesen. Einer von Ryszards Mitinsassen erzählte mir, wie

einer ihrer älteren Kollegen nach stundenlangem Strammstehen bei Minusgraden in Ohnmacht gefallen sei. Ryszard habe ihm aufgeholfen und ihn während des restlichen Appells gestützt. Einer der SS-Leute habe dies jedoch bemerkt, Ryszard daraufhin brutal geschlagen und ihm befohlen, für den Rest des Tages auf dem Appellplatz strammzustehen.

Bei Einbruch der Dunkelheit sei Ryszard zusammengesunken und habe nie wieder das Bewusstsein erlangt.

Ich saß diesem sprachgewandten Herrn, einem Kollegen meines Mannes, gegenüber. Die Tasse Tee in meiner Hand wurde kalt, während er erzählte, welche Kraftquelle Ryszard für andere gewesen sei, wie er an Heiligabend einige der Männer beim Singen von *God Is Born* angeleitet und ein paar Worte der Hoffnung gesprochen habe in einer Nacht, die sie weit weg von ihren Lieben verbringen mussten.

Der Professor drückte mir ein Stück Papier in die Hand, die Ränder zerfleddert, der Bogen fleckig und abgegriffen, manche Wörter fast unleserlich. Er hatte es unter Ryszards wenigen Habseligkeiten gefunden und während der Gefangenschaft aufbewahrt. Und nun gab er es mir. Diese Worte, geschrieben in einer mir nur zu vertrauten Handschrift.

Es gibt das Böse und es gibt das Gute, und es gibt den Raum dazwischen. Uns ist ein freier Wille gegeben zu wählen, wo wir stehen. Das Böse gedeiht, wenn gute Menschen den Raum dazwischen wählen. Wir können nicht

Der letzte Satz blieb unvollendet.